

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 89 (1995)
Heft: 6

Artikel: Nachlese zum 8. Mai : Erinnern - HOFFEN - Einstehen
Autor: Bäumlin, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnern – HOFFEN – Einstehen

Wenn wir etwas nicht abdelegieren können, dann ist das die Hoffnung. *Dietrich Bonhoeffer* schrieb seinem Freund Eberhard Bethge am Tag nach dem missglückten Attentat auf Hitler aus dem Tegeler Gefängnis: «Leb wohl, bleibe gesund und lass die Hoffnung nicht sinken, dass wir uns bald alle wiedersehen.» In diesem bestimmten Zuspruch liegt zudem die Erkenntnis, dass Hoffnung nichts Abstraktes sein kann, sondern ein konkretes Ziel haben muss. Wenn damals, mitten im grauenhaften Krieg, die Freunde des Widerstandes auf das Wiedersehen hoffen sollten, dann hofften sie nicht auf etwas Unbestimmtes, sondern auf den Frieden, in dem es sich wohl und gesund leben liess.

Befristete Friedenszeiten

Auf was hoffen wir heute? Ich möchte es zu benennen versuchen, es auf niemanden abschieben, und konkret werden im Denken an Frieden und Krieg. Frieden und Krieg hiess für mich zuerst, damals, *Krieg und Frieden*.

Damals, als Zilly, das Flüchtlingskind, bei uns wohnte. Als Verdunkelung vorgeschrieben war. Es herrschte jeweils stickige Luft im Mädchenzimmer. Zilly fuhr manchmal mitten in der Nacht mit einem Schreikrampf aus seinem Angsttraum auf, wir zogen dann den Rolladen ein wenig empor. Einmal war der dunstige Himmel über dem Längenberg rötlich, Bomben seien auf Riggisberg – oder Rüeggisberg? – gefallen. Auf unserer Kellertreppe standen Kessel mit Sand und einer Handpumpe. Es war *Krieg*.

An einem Tag vor fünfzig Jahren geschah dann etwas ganz Wichtiges. Ob schon es ein Werktag war, durfte ich die

weissen Kniesocken anziehen. Wir gingen am Schulhaus vorbei zum Bähkli und in die Stadt, auf der Kirchenfeldbrücke wummerte die grosse Münster-Glocke, festlich feierlich. Auf dem Heimweg begegneten wir der Lädeli-Frau, die sagte, jetzt könne man bald Schachtelkäse ohne Märkli kaufen. Die Erinnerung mag mich täuschen – ausser der Gewissheit: Es war *Frieden* geworden.

Dann kam der Sommer, und eines Abends konnte ich einfach nicht einschlafen, tappte im Nachthemd die Treppe hinunter nach Trost. Die Eltern sassen vor dem Radio mit verlegten unguuten Gesichtern und sagten etwas von Hiroshima und der *Atombombe*. Mutter brauchte dabei ein entsetzliches Wort: «Kettenreaktion». Das bedeutete doch: dominoartig rund um die Welt, vielleicht bis zu uns? Der Krieg ist plötzlich zurückgekommen.

Das letzte Bild dieser Sequenz von Erinnerungen ist trotz oder gerade wegen seines kindlichen Missverständnisses das für mich exakteste. Es beinhaltet jene *furchtbare Enttäuschung*, dass Frieden endlich ist und aufhört, anstatt zu wachsen und sich zu entfalten. Lange zog ich daraus den Schluss, dass er damit für die Hoffnung untauglich wurde! Und tatsächlich, seither jagten sich die Krisen immer schneller und fanden oft nur ein halbes Ende; ein Krieg nach dem andern zeigte von näher oder ferner seine grässliche, immer deutlichere Fratze. Die Welt wurde dabei immer kleiner, enger, der Raum für die befristeten Friedenszeiten schwand immer mehr.

Ist das nicht eines der heimlichen Probleme unserer heutigen Friedensgedenkefeiern, dass in Kroatien und Bosnien-Herzegowina der Waffenstillstand am Zerbrechen ist, Kosova, Albanien, Mazedonien

und Griechenland und weiter die Türkei und die Golfregion ein Pulverfass sind, dass der Friedensplan für Palästina sich langsam in Luft auflöst. Ruanda und Burundi balancieren fast chancenlos über Massenmord und Trümmern. Bürgerkrieg herrscht im Sudan und in Somalia. Hinzu kommen die blutigen Auseinandersetzungen in Tschetschenien, Sri-Lanka, Chiappas, aber auch all die von der Weltöffentlichkeit längst vergessenen Konflikte, und diejenigen, von denen wir uneingestandenermassen noch profitieren. Wir haben sie satt, wir stumpfen ab, niemand mag mehr die vollständige Litanei der *allgegenwärtigen Gewalt und Zerstörung* durchbuchstabieren. Aber vor allem wissen wir nicht mehr so recht, woran wir unsere Hoffnung auf eine bessere Zukunft anknüpfen sollen, wir werden verzagt und mutlos, weil wir heute offensichtlich gegen jede Evidenz hoffen müssten. (Nicht einmal das dialektische «Prinzip Hoffnung» ist mehr, was es einmal, auch für mich, war.)

Im Krieg Frieden finden?

Noch einmal führt mich die Erinnerung konkret zurück, etwa vier Jahrzehnte. Im selben Zimmer, wo das Radio stand, war auch die Bücherwand, Band an Band bis zur Decke. Unten hatte es ein kleines Bord, und dort lagen einzelne Bücher herum, zum Nehmen und Lesen. Eines, oder waren es zwei, mit Fotos und Dokumenten aus Nazi-Gerichtssälen – etwa mit Freisler in der Richterrobe vor einem der Angeklagten des 20. Juli 1944 – und mit Abschiedsbriefen von zu Tode Verurteilten und Gefallenen. Ein anderes war die in schwarzes Leinen gebundene Erstausgabe von Bonhoeffers *«Widerstand und Ergebung»*. Ein späteres hiess: *«Die weisse Rose»*. Seit ich dreizehn, vierzehn Jahre alt war, beschaute und las ich diese Bücher viele, viele Male, mit stets wachsender Anteilnahme, und ihre Botschaft trifft mich bis heute tief. Denn letztlich kehrten sie meine frühe Wahrnehmung und Grunderfahrung zu Krieg und Frieden diametral um; sie zeugten von

Menschen, die nicht vor dem Krieg oder nach dem Krieg, sondern vollständig mitten im Krieg Frieden machten, Frieden verkörperten, den Frieden hatten.

Und ebenso diametral umgekehrt war, was das bei mir auslöste: statt zufriedene Beruhigung andauernd *neue Fragen*, oft unbeholfene und oft unbequeme, solche, auf die Antworten zu finden waren, und scheinbar – mindestens vorläufig – nicht beantwortbare. Ich riskiere es, ein paar davon zu nennen:

Wie war es überhaupt menschenmöglich, in diesem Krieg Frieden zu finden? Gibt es verschiedene Arten Kriege? Was war das für ein Krieg, wann hat er angefangen? Hätte ich auch so handeln können wie *Sophie Scholl*? Was ist mit ihren letzten Worten, die glaubhaft überliefert sind, die gleichzeitig so verletzlich intim und so zukunftsweisend öffentlich sind: «Wir haben alles, alles auf uns genommen ... das wird Wellen schlagen.» Noch einmal sagte die Mutter: «Gelt, Sophie: Jesus.» Ernst, fest und fast befehlend gab Sophie zurück: «Ja, aber du auch.» Dann ging auch sie – frei, furchtlos, gelassen. Mit einem Lächeln im Gesicht.»

Waren diese Menschen Helden und deshalb über ihren Tod hinaus wichtig, wem konnten sie ihren Frieden weitervermitteln? Und dann immer wieder alle Fragen von vorn, je mehr ich von der Geschichte dieses Jahrhunderts erfuhr und wusste, oder wenn wieder einmal ein Anstoss zum Nachfragen kam, weil bedrängende Ereignisse die Fragen nur noch schärfer hervortreten liessen.

So zum Beispiel, als ich kürzlich davon hörte, dass die sogenannte Legende von der «sauberen Wehrmacht» aufgeklärt worden sei. Ich beeilte mich, den dicken Reader zu bestellen und las die Quellen zur *Kompilienzschafft der Militärs* an der Vernichtung der Juden, am Massenmord an Kriegsgefangenen und am Terror gegen die Zivilbevölkerung anlässlich des Russlandfeldzugs. Darunter fand ich nun einerseits zu meinem grossen Schrecken mir aus meiner früheren Nachkriegslektüre bekannte Verschwörernamen, auf der anderen Seite sind

diese historischen Aufsätze voll der hilfreichsten Anregungen zum Weiterdenken über Frieden und Krieg. Die Mythen über beide verlieren dadurch ihre gefährliche Macht, Hoffnung kann keimen.

«Arbeit für eine bessere Zukunft»

Ebenfalls vor kurzem sind die Memoiren *Nelson Mandelas* erschienen, des Mannes, der fast drei Jahrzehnte gefangen war und dadurch weder gebrochen noch verbittert worden ist. Die Parallele zu Bonhoeffer springt mir in die Augen. Auch Bonhoeffer war bis zuletzt weder gebrochen noch verbittert, was immer Unmenschliches ihm die Kriegsmaschine angetan hatte.

Im Vorwort zu «Widerstand und Ergebung» steht zu lesen: «Nach einem halben Jahr hatte Bonhoeffer so gute Freunde unter den Wach- und Sanitätsmannschaften, dass er einen ausgedehnten Brief- und Zettelverkehr beginnen konnte, u.a. mit dem Herausgeber.» So sind nun diese Notizen überliefert, wie zum Beispiel diejenigen über die täglichen Spaziergänge mit einem «Gauredner, Kreisleiter, Regierunsdirektor, ehemaligen Mitglied der D.C.-Kirchenregierung in Braunschweig, z.Zt. Standortführer in Warschau..., der sich zur Klette auswächst..., dem trotz aller Bemühungen, sich an mich anzuschmeissen, kürzlich eine Bemerkung über das Problem Juden etc. entglitt, die mich veranlasst hat, ihn so ablehnend und kühl zu behandeln, wie ich vielleicht noch nie jemanden behandelt habe ..., eine klägliche Figur, aber gewiss nicht der «arme Lazarus»!...» Das ist nicht einfach eine Anekdo-

te. Aus Bonhoeffers Biographie wissen wir, dass er «zu den sehr wenigen gehörte, die bereits zu Zeiten der staatlichen Ariergesetzgebung vom 7. April 1933 am Schreibtisch sassen und Thesen über die Konsequenzen in staatlicher und kirchlicher Hinsicht erarbeiteten. Vielleicht war er sogar der erste, der diese Sache zum *Kernproblem des bevorstehenden Kampfes* erhob.»

Dieser grundverlässliche Zeuge einer unumstösslichen Hoffnung hat restlos durchgehalten, was er vor seiner Verhaftung in seinen Rechenschaftsbericht schrieb: «Mag sein, dass der jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gerne die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand geben, vorher aber nicht.» Über Bonhoeffers Abschied vor seiner Hinrichtung lesen wir in der Biographie: «Payne Best sagte er noch besondere Grüsse an den Bischof von Chichester, wenn er seine Heimat erreichen sollte. «Das ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens», waren die letzten Worte, die uns Best überliefert. Eilig lief er die Treppe hinunter und nahm noch einen Abschiedsgruss Frau Goerdelers mit.»

An solcher durchgehaltener Hoffnung können wir auch unser Hoffen festmachen. Weil Bonhoeffer sie gelebt hat von Anfang bis zum Schluss, darf auch unser Hoffen nicht zu einem Gedankenkonstrukt werden, sondern zur «Arbeit für eine bessere Zukunft», wie er das nannte. Sie trägt den Lohn ganz diesseitig in sich selbst. Jede und jeder von uns ist ganz selber verantwortlich für sein Stück *Hoffungsarbeit* für eine bessere Zukunft.

Ursula Bäuml

Der Jugoslawienkrieg ist trostlos. Doch zum ersten Mal in der Geschichte nehmen da Soldaten teil, die nur einen Auftrag haben: zu verhindern, dass geschossen wird. Ein lächerlicher, ein unerfüllbarer Auftrag, aber ein neuer.

(Adolf Muschg, Rede zum 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges, in: Sonntags-Zeitung, 7. Mai 1995, S. 45)